

Die Kette Welt

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Ruzena Capek.

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Der Wojtech mocht' es zu etwas bringen. Sogar Starosta konnt' er werden, in demselben Dorf, in dem man ihn gehudelt und gepufft hatte. Dazu war ein gutes Einvernehmen mit der Herrschaft ein Vorteil, und

Gern kutschierte er zur Stadt, Einkäufe besorgen. Er kutschierte nämlich meisterlich und es machte ihm vielen Spaß. Nur sehr rücksichtslos gegen die Pferde war er dabei. Er überlagte sie gerne, um seine Kunst und Sicherheit

Waren die Andjola oder die Teresa mit oder gar beide, denn seine Frau mochte niemals, dann war es gar ein Hauptspass. Denn zuvor gab man ihnen unter den Lauben ein Glas süßen Wein zu trinken. Und sie kreischten alsdann,



Abend im Neckartal. Nach dem Gemälde von Hermann Drück.

dafür konnte man es in den Kauf nehmen, daß man ihn gelegentlich ein wenig übers Ohr hieb. „Bin ich erst Starosta!“ dacht' er für sich. Aber was er hernach wollte, das verschwieg er. Vielleicht, weil er sich selber noch nicht ganz klar war, was er hernach alles wollen und unternehmen werde.

zu zeigen. Er trieb sich in den Geschäften um, wo man ihn bald kannte. Und hatt' er sich einmal über die Zeit versäumt, weil er Bekannte vom Militär traf, denen man sich zeigen und die man in der neuen Herrlichkeit traktieren mußte, dann hegte er heimwärts, was eben Platz hatte.

wenn die Pferde nur so durch die Ebene flogen und schäumten, und der Wojtech trieb und feuerte sie immer noch an, nun mit der Zunge schnalzend, nun mit einem langen, klatschenden Peitschenschlag, der nur so durch die Luft sauste. In seinen Ohren war dies, das Klappern der Räder, das Dröhnen des Wagens, reine Musik. Und

der Staub der Straße stieg vor ihnen auf in Säulen und sank gemach hinter ihnen; und die Mädchen kriegten eine Seidenangst und ihre Röcke flogen hoch und sie drückten sich an ihn, eng, ganz eng, klammerten sich an und er lachte ihnen frech in die Augen . . .

Es wurde so mancher gute Gulden vertan. Aber das brachte er auf der anderen Seite schon reichlich herein. Und wenn nicht? Denn es war eigen: niemals konnt' es der Herrmann so recht fassen, als hätt' er wirklich Anteil am Gelde seines Weibes. Ein richtiges Gefühl des Besitzes erwachte nicht in ihm. Was er hatte, das war sein. Und nur, was er vertan, dies war genossen und es konnt' es ihm niemand mehr wegnehmen.

Etwas Leichtes, Unbeschwertes gab ihm das unter einem ewig sorgenden und kargenden Geschlecht. Und der Kuzena mißfiel es nicht einmal. Es war ganz gut, daß ihr Mann nicht alles so ernst nahm wie sie selber.

Nur eins kränkte sie: es wollte kein Kind kommen. Und daß ihrer Ehe dieser letzte und wahrste Segen vorenthalten bleiben mußte, dies fraß zu ihrem eigenen Erstaunen, die vordem Kinder nicht eben gemocht, tief an ihr. Für wen plagte man sich denn?

Im Dorf aber war ein rechtes Lauern, eine unablässige, schadenfrohe Erwartung. Wie lang würden die beiden überhaupt miteinander hausen und welches Ende mußte das mit ihnen nehmen?

Denn, daß es gut ausging, war doch ganz ausgeschlossen, obzwar es sich gegenwärtig so weit ganz hübsch und verträglich anließ.

Aber ein Faderlak bleibt ein Faderlak, und nichts und keine Liebe kann etwas anderes aus ihm machen, als wozu er beschaffen ist.

Möchte sie's haben! Denn allen zum Troß, bei vielen Warnungen und ohne auf einen zu hören, hatte sie doch den schlechten Kerl genommen und eingesetzt, wenn mancher braven Mutter arbeitsames und guterzogenes Kind sich's nicht besser gewünscht hätte, als auf dem Capelhof zu wirtschaften, und seiner Herrin ein guter und getreuer und sparsamer Gatte zu sein. Denn das Andwesen hieß immer noch nach ihr und nur nach ihr und an den Namen des Herrmann mochte man sich alle die Jahre her gar nicht gewöhnen . . .

* * *

Es gab bald allerhand Gerede über den Herrmann.

Das war nicht anders, als paßten sie sämtlich auf ihn, oder als hätte sich wider ihn das ganze Dorf verschworen.

Kam derlei seinem Weibe zu Ohren, so zuckt' es ungläubig die Achseln. Was sich die Leute nur immer und ewig um andere zu bekümmern hatten, die ihnen gar keinen Dank darum wußten, statt um die eigenen Sachen!

Ihr kam man damit nicht an. Denn der Wojtech mochte sein wie er wollte — so gut wie die war er lange noch, obzwar allerhand Eigenschaften an ihm zutage traten, die ihr gar nicht gefielen.

Denn blind war sie niemals gewesen. Sie sah scharf und richtig und hatte nur die Fähigkeit starker Naturen, manches zu übersehen.

Tat er aber etwas, das nicht nach ihrem Sinne stand — er war eben töricht. Und weil er immer viel allein gewesen war, so hatt' er nie gelernt, sich einem anderen bequemen. Das brauchte Geduld und Liebe, daran sie es nicht fehlen lassen wollte, ehe er das begreifen und üben lernen konnte.

Dem man aber mit grenzenlosem Vertrauen begegnete, der durfte sich doch nicht verleiten lassen, das zu mißbrauchen. Und so schlecht war gewiß kein Mensch auf der Welt, Güte, wie die sie ihm rastlos entgegenbrachte, mit Niederträchtigkeiten und mit Auspottung hinter dem Rücken heimzuzahlen.

Da war eine Witwe mit zwei Töchtern. Von keinem aus dem Aleeblatt hatte man jemals gut gesprochen. Sie wohnten in einer richtigen, verlumpten Chaluppen, zu der nicht ein einziger Strich Feld gehörte. Nur etwas Kartoffelland, auf dem aber auch eher Unkraut als sonst was wuchs, weil sie zu faul waren, eine Sacke auch nur in die Hand zu nehmen. Bei denen wollte man den Wojtech oftmals gesehen haben. Und sicherlich: die Mädchen arbeiteten gar nichts mehr und trugen doch neue Röcke an sich — kürzer, rauschender und umfangreicher denn je.

Und dann war in ihrem eigenen Hause diese Andjola. Die hatte neuerdings etwas so Spöttisches an sich, wenn sie mit der Frau sprach, so eine hämische Höflichkeit, hinter der eine dumme Schadenfreude vorgrinste. Und ihre Augen waren gar nicht mehr neugierig, vielmehr frech, und sie schupfte jede Ermahnung von den Achseln. Gätt' er am Ende wirklich was mit ihr? Die Kuzena war durchaus nicht eifersüchtig, nur eine ehrliche Abneigung gegen jede Unsauberkeit und jede Sehlerei war in ihr.

Die Andjola mußte fort. Und auf dem Capel-Hofe wurde keine Hübsche mehr gedungen. Der Wojtech schnitt seine häßlichste Frage, wenn wieder einmal eine eintrat, die um ein erhebliches mehr zur Vogel scheuche als zu sonst was erschaffen schien. Aber die Kuzena blieb unbarmherzig.

Er schimpfte hinter ihrem Rücken auf der Aneipe und zu seinen Schmarokern, daran es ihm natürlich nicht fehlte, nicht schlecht auf sein Weib. Gegen sie aufzumucken, wagt' er noch nicht. Denn etwas Geschlossenes und Starkes war an ihr, das ihm immer noch Achtung abzwang, obzwar die tägliche Gewohnheit ihn langsam dagegen abstumpfte. Ferne von ihr hatte er Mut. Was sie denn meine? Und warum er denn nach Hause solle? Ein ganzes Nest von Nachtulen mit einem Uhu an der Spitze, der knappe und die Augen rolle, bei sich zusammen sehen, das mache doch niemandem einen Spaß. Und wenn die Kuzena dahin treibe, dann solle sie sich nicht wundern, wenn einmal etwas herauskomme, daß sie noch runder daren sehen werde als sonst . . .

Das war natürlich zu Anfang nur so geredet, damit man sah, ein wie schneidiger Kerl der Wojtech ist. Aber natürlich es gibt immer Menschen, denen es eine rechtschaffene Freude ist, noch zu hegen. Gar noch, wenn sie bei jemandem Geld spüren, das locker ligt. Und so ging's denn los: „Wojtech — Du bist der Mann!“ Und: „Zeig' ihr den Herrn, Wojtech!“ bis er glaubte, es stünde seine Ehre oder was so ein Lump darunter versteht, auf dem Spiele. War er aber betrunken und hatt' seinen rechten Unsinn von sich gegeben, so lief man ihr zu: „Denk' Dir nur, Kuzenka, so hat Dein Mann von Dir gesprochen und dies hat er gedroht!“ Zuckte sie die Achseln: „Das ist gegen alles Hergebrachte. Nicht einmal fürchten tut sie sich vor Dir, Wojtech! So macht sie nur!“ Und: „Das darfst Du Dir nicht gefallen lassen.“ Bis zwischen beiden Abneigung und Argwohn hoch wuchs — eine Dornenhecke, die niemand durchbrechen will.

Es war ihr nicht gegeben, sich auszusprechen. Und etwas Herrisches war immer freilich an ihr gewesen. Denn sie wollte niemals und nichts, nur das rechte. Und sie meinte, ein jeder müßte das von selber begreifen und sich danach richten. Und sie erkannte wohl: ihr Mann war nicht eben sehr einsichtig. Und so grub sich ihr diese eine Furche, die der Zweifel und das traurige Nachsinnen gepflügt, immer tiefer, schnurgerade, wie von einem starken Weilhieb, in die Stirne ein.

Und wie häßlich das nur war, immer im Verdacht zu leben und keine Stunde sicher zu sein! Denn immer tiefer fraßen sich diese rastlosen Anklagen in ihr. Und war die Andjola auch nicht mehr auf dem Hof, aus der Welt war

sie darum nicht, und auf den Namen kam es nicht an, den das Frauenzimmer trug.

Und die Kuzena war viel allein. So zog sie dies alles immer tief in sich, und die Luft, die sie atmete, war erfüllt mit eitel Befürchtungen. Manchmal setzte sie sich zum Willen und klagte sich bei ihm aus. Denn die Teresa war in ihren Augen immer noch das Kind, davon derlei nichts wissen durfte, wiewohl die Wurschen schon stets dreister nach ihr schielten. Und ein großes und tiefes Leid schwoh in der Brust der Kuzena. Ihren Bruder, diesen braven und guten Menschen, hatte man ihr für sein ganzes Leben unglücklich gemacht. Einem anderen aber war nichts geschehen. Warum nicht? Nur damit er sie elend machen könne? Sie wollte diesen Gedanken beichten, dessen ganze Sinnhaftigkeit sie empfand; aber los wurde sie ihn nicht mehr, seitdem er ihr gekommen war.

Zimmer härter wurde sie, je deutlicher sie erkannte, daß sie über ihren Mann gar keinen Einfluß habe und gewinnen könne.

Einnmal, da er sich schwer berauscht hatte und oftmals war er ihr schon in einem Zustand heingekommen, vor dem es ihr grauste, und wollte ihr dann gar noch schöntun — sperrte sie ihm die Türe vor der Nase zu. Er schlug einen Heidenlärm, pochte und brüllte und rief sie da zwischen mit spöttischen und lästerlichen Spottnamen, daß das ganze Dorf wach ward und alles lachte. Alle rief er zu Zeugen an für die Schmach, die man ihm bereitet. Sie blieb unerbittlich, wiewohl sie mit Herzklopfen hinter der Türe harrete.

Als alles ruhig geworden war, machte der Wojtech kehrt. Das ging trotz seines Rausches sehr stramm. Er drohte noch einmal mit der Faust nach dem Hause herüber, grimmig, nachdrücklich.

Alsdann sah er sich darauf um. Er war allein. Alle Fenster standen vom Mond überglitzert in der Nacht. Er fuhr sich durchs Haar und grinste sehr breit. Auf der Gasse schlafen? Nein, das tat der Wojtech nicht. Denn der volle Mond stand am Himmel und sog alle Nebel aus der March, die mit eitel silbernen Schuppen und mit sachtem Rauschen dahinflöß. Da könnte man an seiner Gesundheit Schaden nehmen. Das wär' ein Unheil geworden, dem man sich nicht aussetzen durfte. Er schlich sich durch die tieferen Schatten dahin, wo die Andjola nun diente. Dreimal blaffte er wie ein Hund, der mit dem Mond seinen ewigen Streit hat. Dann verschwand er.

* * *

Auch das wäre zu ertragen gewesen, obwohl das ewige Gerede darüber peinigte und beunruhigte, wie eine einzige, rastlose Bremse das stärkste und ruhigste Roß toll machen und zum Durchgehen bringen kann.

Aber derlei begibt sich immer wieder. Auch anderen widerfuhr es. Nur nimmt's die eben leicht und entschädigt sich so oder so, die verwindet es schwerer und schleppt es mit sich, wie einen schweren, schweren Stein.

Sie hätt's freilich besser verdient. Sie wußt' es bei sich. Und so unhübsch war sie am Ende noch lange nicht, daß man an ihr ganz und gar keinen Gefallen finden konnte.

Damit kann ein tapferes Weib, schwer genug, aber es kann damit fertig werden. Und sie mochte dem Gesindel um sich nicht die Freude gönnen zu klagen oder über den Mann ihrer eigensten Wahl zu schimpfen, worauf das doch in schadenfroher Sehnsucht nur lungerte und wartete.

Es war eben eine schwere Heimsuchung, die ihr der Himmel auferlegt hatte. Sie trug sie, ungebogenen Sinnes. Es kam ihr manchmal wohl der Gedanke, dem ein Ende zu machen, das sie so verstörte und ihr jede ruhige Stunde nahm. Die March war nahe und tief genug.

Davor aber schreckte ein Gefühl der Verantwortung zurück. Was wurde ohne sie aus dem armen Krüppel, an dem ihre Seele hing? Was aus dem Hof, den sie so in Flor gebracht, daß er weithin als Muster gelten konnte. Denn des Wostech Lumpenleben ging nun schon ins Geld, da sie noch strammes Regiment und die Schnüre des Geldbeutels in fester Hand hielt. Kam er darüber, so war in kurzem wohl alles vertan. Und einen solchen Gedanken verträgt eine rechtschaffene und aufrechte Wäuerin nicht. Je klüchtiger sie ist, desto mehr fühlt sie sich nur als Verwalterin und Nutznießerin dessen, was sie überkommen und ungeschmälert, wenn nicht vermehrt, ihren Folgeren und Erben übergeben will.

Und nun wußte sie: es gab da und dort, beim Krämer und beim Wirt Schulden. Und die wuchsen immer höher, und wie wollte er, der keinen eigenen Kreuzer hatte, sie zahlen, wenn er sie nicht betrog? Und man trieb auch wirklich Verstecken mit ihr und suchte sie allenthalben zu übervorteilen. Es gibt für die Dauer nichts, was so mit einer immer steigenden Erbitterung reizt, wogegen man sich so wehrlos fühlt.

Dabei bereitete sich unter ihrem eigenen Dach, so daß sie's unbedingt hätte gewahren müssen, wenn ihr die ewigen Sorgen und Verdriehlichkeiten nicht den klaren Blick benahmen, das schlimmste Unheil vor.

Nämlich, die Teresa war wirklich zu ihren Jahren gekommen. Und sie hatte gehalten, was sie klein versprochen. Ein sehr hübsches und munteres Mädchen war sie geworden. Wie eine Kastianie war sie, die eben aus ihrer stacheligen Hülle gesprungen ist: bräunlich von Antlitz, braun das Haar und die Augen, und überaus und allenthalben blank.

Allen Burschen gefiel sie so. Denn sie war auch eine gute Partie. Keinen aber reizte sie mehr als den eigenen Schwager.

Nun mußte man immer zusammen sein. Und die Gemeinschaft war so eng, daß kaum ein Augenblick verging, wo man einander nicht begegnete oder nicht immer wußte, wo man das andere treffen und überraschen konnte. Und die Teresa war sehr fleißig und geschickt, und keine Arbeit war ihr zu viel, und durchaus brav war sie.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nervensystem und seine Arbeit.

Von M. H. Raege.

Alle Vorgänge, die wir als Lebenserscheinungen bezeichnen, sind von den Nerven abhängig, und keine geistige Regung ist möglich, ohne daß sie dabei in Dienst treten. Es gibt keinen Gedanken ohne Nerventätigkeit. Entsprechend der Bedeutung der Nerven ist es nun auch von jeher der Eifer der Forscher gewesen, das Geheimnis der nervösen Vorgänge zu ergründen. Allein erst in der Neuzeit ist es mit Hilfe vorzüglicher Instrumente gelungen, einen tieferen Einblick in den Bau und die Tätigkeit der Nerven zu gewinnen.

Die Nervenzellen waren seit langer Zeit bekannt, aber man wußte nicht recht, in welcher Beziehung die sogenannten Nervenfasern zu ihnen standen. Jetzt weiß man, daß das Nervensystem ein Zellenbau ist, der aber der Rätsel wohl noch viel mehr birgt, als man bisher gelöst hat. Die Nervenzellen, die man auch Neurone nennt, sind ganz außerordentlich zahlreich. Wieviel ein einzelner Mensch besitzt, ist nicht bekannt; ebensowenig weiß man, ob alle Menschen gleichviel haben. Die Feststellung der Zahl wäre übrigens nicht bedeutungslos; man erführe wenigstens, ob die Befähigung von der Anzahl der Neurone abhängig wäre oder nicht. Allein es handelt sich nicht um Tausende

und Hunderttausende, sondern um unzählige Millionen oder wohl gar um Milliarden. Dazu haben alle diese kleinen Wesen ihre besondere Form und Gestalt, und vielleicht ist der Formenreichtum dieser Kleinwelt größer, als der Weltreichtum in der großen physischen Welt um uns her. Was die Untersuchung der Neurone am schwierigsten macht, das ist ihre Kleinheit. Allerdings gibt es darunter kleine und große, und der Größenunterschied der Körper dieser Kleinwelt ist vielleicht nicht geringer, als der unter den Dingen, welche uns als Außenwelt umgeben. Allein die größte Nervenzelle erreicht höchstens einen Durchmesser von $\frac{1}{10}$ Millimeter, und die kleinsten sind kaum mit dem besten Mikroskop wahrzunehmen. So vorzüglich die Instrumente der Neuzeit auch sind, die Geheimnisse der Nervenvwelt kann man damit nicht aufdecken. Auch stehen die Resultate der Forschung noch nicht in allen Stücken so fest, daß Verichtigungen nicht möglich wären. Aber darauf ist nicht eher zu hoffen, als bis die Untersuchungsmethoden und die zu benutzenden Instrumente eine wesentliche Vervollkommnung erfahren haben.

Wo die Nervenzellen im Körper größere Anhäufungen bilden, wie z. B. im Gehirn, da sind sie doch nicht so ordnungslos zusammengelagert, als man etwa vermutet. Sie haben eine feste Ordnung erhalten, die in recht einfacher Weise hergestellt ist. Zwischen den Neuronen befindet sich ein anderes Gewebe, das das Grundgewebe oder Neuroglia-Gewebe heißt. Es ist ein Zellgewebe, das ein Netzwerk oder Gerüst bildet und etwas Ähnlichkeit mit einem Wadschwamm hat. In den Poren oder Maschen desselben sind die Nervenzellen untergebracht, und obwohl sie sich aufs innigste berühren, so sind sie doch nicht miteinander verwachsen. In der Entwicklung geht das Grundgewebe den Neuronen voran; in welcher Beziehung sie sonst hinsichtlich ihrer Entstehung miteinander stehen, das ist noch unbekannt. Allein es ist selbstverständlich, daß das Grundgewebe die Nervenzellen in bezug auf Lagerung und Wachstum beeinflussen muß. Ob sonst noch eine Beeinflussung vorliegt, darüber kann man nur Vermutungen hegen.

Wenn man eine Nervenzelle aus ihrem Lager herausnimmt und für sich betrachtet, so findet man, daß man es mit der bekannten Zellsubstanz zu tun hat, die Protoplasma heißt. Die Masse ist an sich farblos und so weich, als wäre sie flüssig. Dieses Protoplasma ist aber kein unorganisiertes Klümpchen oder Tröpfchen, sondern besitzt unstreitig eine sehr mannigfaltige Organisation, nur kann man sie mit den gegenwärtigen Untersuchungsmitteln nicht nachweisen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Entwicklungsreihe vom einfachen chemischen Element bis zur Nervenzelle bedeutender ist, als die von der Nervenzelle bis zum ausgebildeten menschlichen Körper. Manche Zellen zeigen ein strahliges oder körntes Gefüge, das auf einen organischen Bau hinweist; aber diese Kenntnis reicht nicht hin, irgend eine Vermutung über diesen selbst hegen zu können. In dem Protoplasma finden sich zahlreiche schwarze Körnchen, über deren Bedeutung man nichts weiß. Sie geben der Zellsubstanz ein graues Aussehen, weshalb man sie Farb- oder Pigmentkörner nennt. Wo die Nervenzellen sich in größeren Mengen finden, wie z. B. in der Gehirnrinde, da bilden sie graue Schichten, deren Abgrenzung deutlich zu erkennen ist. Die Nervenzellen haben zahlreiche Formen, die dadurch entstehen, daß von der Zellmasse Fädchen oder Fortsätze von gleicher Substanz ausgehen, die meist nicht lang sind und in der Regel die Größe der Zelle nicht übertreffen. Gehen diese Protoplasmaforsätze nach allen Seiten hin, so erscheint die Zelle im

Mikroskop als eine Fläche mit strahligem, sternförmigem Rande, weshalb solche Zellen auch Sternzellen genannt werden. Bei anderen Zellen, welche eine pyramidale Form haben und deshalb Pyramidenzellen genannt werden, sind die Fortsätze an einer Seite wie ein Wurzelgeflecht zusammengedrängt, nämlich an der Grundfläche, während aus der Spitze ein weniger verzweigtes Fädchen hervortritt. Zellen mit zwei Fortsätzen, die an entgegengesetzten Seiten hervorkommen, heißen wegen ihrer Gestalt Spindelzellen. Noch andere Zellen haben scheinbar nur einen Fortsatz, aber in Wirklichkeit sind es zwei, die in der Nähe der Zelle sich vereinigt haben, so daß die letztere wie an einem Stielchen befestigt erscheint. Sie finden sich zu beiden Seiten des Rückenmarkstranges. Während der eine Fortsatz im Rückenmark endigt, geht der andere nach der Peripherie des Körpers. Mit all diesen Formen sind bestimmte Verrichtungen verbunden, weshalb man bei den verschiedenen Tieren für denselben Zweck dieselbe Zellenform findet. Die Fortsätze bilden gleichsam die Pole der Tätigkeit, weshalb man auch von unipolaren, bipolaren und multipolaren Zellen, d. h. von Zellen mit einem Pol, mit zwei oder mit mehreren Polen spricht.

Einer der Fortsätze weicht ab von allen übrigen und ist an seiner glashellen Farbe und meist auch an seiner Länge zu erkennen. Dieser Fortsatz kommt aus dem Inneren der Zelle und zeigt, daß das Innere derselben eine ganz andere Struktur besitzt, als man an der Außenseite wahrnehmen konnte. Wir haben es hier mit der eigentlichen Nervenfaser zu tun, die mit mehreren anderen zusammen den Nerv bildet. Diese Faser hat bei einigen Zellen die Länge der Protoplasmaforsätze, während sie bei anderen fast 1 Meter lang sein kann. Solche Fasern haben wir z. B. im Arm, die von den Fingern zu Zellen im verlängerten Mark führen. Die Nervenzellen selbst sind möglichst weit von der Körperoberfläche weggerückt und befinden sich an geschützten Stellen, damit sie Beschädigungen nicht leicht ausgesetzt sind.

Die Nervenfaser ist kein einfaches Fädchen oder Röhrchen, sondern besteht aus einer Menge feiner Fäserchen, über deren Anzahl man nicht unterrichtet ist; sie läßt sich hinsichtlich ihrer Zusammensetzung mit dem Faden vergleichen, den die Spinne zieht. Aus den zahlreichen Spinnwarzen des Tieres quellen die Fädchen hervor, die zu einem Spinnfaden sich vereinigen. Es ist aber doch ein Unterschied da, denn die feinen Fäserchen in der Nervenfaser sind nicht zu einem Faden vereinigt, sondern zwischen denselben befindet sich die bereits genannte Grund- oder Neuroglia-Substanz, nur daß man bei der Kleinheit der Objekte keine organische Gliederung daran erkennen kann. Die Nervenfaser hat höchstens ein Fünftausendstel Millimeter Durchmesser; wie fein darum ein Fäserchen sein muß, läßt sich leicht ermessen. Etwas Ähnlichkeit hat die Nervenfaser mit einem Telegraphenkabel; die verschiedenen Leitungsdrähte darin sind mit einer Schutzhülle umgeben, und auch das Kabel selbst ist nach außen geschützt. Ebenso ist die Nervenfaser mit einem feinen, glashellen Häutchen umhüllt, über dessen Bedeutung man noch nichts weiß. In älterer Zeit hielt man die Nerven für Röhren, wozu das äußere Häutchen, das man noch jetzt als Nervenröhre bezeichnet, wohl die Veranlassung gab. Dann hielt man die fast flüssigen Nervenfasern für das Nervenmark und bezeichnete die Röhre als Markröhre und später als Markscheide. Manche Nervenfasern haben nur eine einzige Scheide, während andere noch eine zweite besitzen. Doch kommen beide nicht immer übereinander gelagert vor, sondern finden sich auch an verschiedene Nervenfasern verteilt. So lange die Nervenfasern keine Scheide besitzen, können

fte der Seele keine Dienste leisten. Bei Neugeborenen haben in der Regel die Nerven der höheren Sinne keine Marksheiden, weshalb mit den Reizungen, welche die äußeren Sinnesorgane erfahren, keine Bewußtseinsvorgänge verbunden sind. Die Kinder sind im ersten Lebensstadium tatsächlich blind und taub. Daß bei mehreren Tiergeschlechtern nach der Geburt Blindheit vorhanden ist, wird kaum einem Menschen unbekannt sein. Vom Menschen konnte man es nicht wissen, bevor nicht der Zustand des Gehirns der Säuglinge genau bekannt war. Eine Merkwürdigkeit ist es noch bei der Marksheide, daß sie nicht unmittelbar an der Nervenzelle beginnt, sondern hier einen Teil der Nervenfaser freiläßt. Auch geht sie nicht bis ans Ende der Faser, sondern hört bereits früher auf; die feinen Fäserchen, Fibrillen genannt, spreizen sich auseinander und das Ende des Nerven bekommt dadurch eine baumkron-

selben zum Gehirn vordrängen und dort aufbewahrt werden. Wilder sollten sich z. B. von den Dingen lösen und durch die Augen zum Gehirn geleitet werden, das sie widerspiegeln sollte, wie etwa der Spiegel das Bild eines Gegenstandes, der sich davor befindet, zurückwirft. Später glaubte man, daß die Nerven etwa wie Klingeln wirken, indem man sich vorstellte, daß sie nach dem Gehirn Zeichen gäben, wodurch sie die geistigen Anlagen reizten, sich zu entfalten. Wie ein Keim, so meinte man, alle Teile der fertigen Pflanze als Anlagen in sich besitzt, so sollte auch die Seele eine Entfaltung vom Keimzustande aus durchmachen. Es kann deshalb, so setzte man damals voraus, nichts in den Menschen hineingetragen werden, sondern, was er in sich als Anlage besitzt, muß durch den Reiz auf die Nerven entwickelt werden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam man zu einer anderen

Elektrizität ist bekannt; besorgte sie die Leitung in den Nerven, so müßten alle seelischen Prozesse im Menschen ganz bedeutend schneller vor sich gehen, als es tatsächlich der Fall ist; denn die Nerven arbeiten, wie durch Messung festgestellt ist, recht gemächlich. Die Leitungsgeschwindigkeit der Nerven ist aber auch sehr veränderlich und es gibt mancherlei Ursachen, die sie verlangsamten oder beschleunigen. Jeder erfährt es am eigenen Leibe, daß z. B. die Temperatur auf die Nerven einen sehr großen Einfluß ausübt. Hitze erschläft und Kälte schläfert ein. Die Geschwindigkeit der Nervenleitung erreicht höchstens die Schnelligkeit eines Blitzzuges und sinkt herab bis zur Langsamkeit eines Bummelzuges.

Nach den neuesten Forschungen wird die Leitung durch chemische Prozesse besorgt, die ihren Ursprung in der Nervenzelle haben. Die Zelle ist gleichsam eine kleine Retorte, in der



Huf der Walze. Nach dem Gemälde von Hans Larwin.

artige Gestalt und heißt deshalb das Endbäumchen. Die Nervenzellen, welche nicht miteinander verwachsen sind, haben eine solche Lage zu einander, daß die Protoplasmafortsätze der einen Zelle zusammengelagert sind mit dem Endbäumchen der benachbarten Zelle. Allein es sind nicht bloß zwei anstoßende Zellen in solche Beziehung zu einander gesetzt, sondern vermittelst der zahlreichen Verzweigungen der vielen Fortsätze immer eine große Menge. Die Leitung in den Nerven ist an keine Richtung gebunden; allein Regel ist es, daß die Protoplasmafortsätze eine Erregung nach der Zelle leiten und diese sie nach der Nervenfaser weitergibt, die sie wieder der Nachbarzelle übermittelt.

Die größte Schwierigkeit hat es zu überwinden gegeben, um zu erfahren, auf welche Weise die Leitung in den Nerven besorgt wird. Früher hatte man recht einfache Ansichten darüber. Da man die Nerven für Röhren hielt, so glaubte man, daß die Eindrücke durch die Anschauung; man wurde mit der Elektrizität

der Nerven genauer bekannt und nahm nun an, daß durch die elektrische Reizung der Nerven dem Gehirn Eindrücke überliefert würden, die die Kräfte der Seele zur Entwicklung anregen. Je tüchtiger man reizte, desto besser ginge, so glaubte man, die geistige Entwicklung von statten. Der Berliner Physiologe und Physiker Helmholz, der in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Nervenlektrizität untersuchte, fand, daß die Nervenleitung zur Elektrizität gar nicht in Beziehung steht. Wohl findet sich Elektrizität in den Nerven; allein, welchem Zwecke sie dient, ist unbekannt. Ebenso wenig weiß man, welchen Ursprung sie hat und überdies sind auch Muskeln und Sehnen mit Elektrizität ausgestattet. Man vermutet, daß sie durch chemische Prozesse in den Organen hervorgerufen wird und eine Begleiterscheinung derselben bildet, ähnlich wie es mit der Elektrizitätsanhäufung bei Entstehung eines Gewitters der Fall ist. Die Geschwindigkeit der sehr mannigfaltigen und verwickelten Prozesse vor

sich gehen, wodurch zahlreiche organische Produkte entstehen, welche von der Zelle aus durch alle Fortsetzungen weitergeleitet werden. Es ist nicht ein einziger Stoff, der bereitet wird, sondern unstreitig sind es zahlreiche und mannigfach zusammengesetzte. Die meisten sind Kohlenstoffverbindungen, doch kommen auch andere Verbindungen, z. B. solche mit Stickstoff oder mit Phosphor usw. vor. Die Nervenzelle ist eine wunderbare Kleinwelt, in der sich zahlreiche und die verwickeltsten Prozesse abspielen. Die bereiteten Stoffe besitzen die Eigenschaft, daß sie bei dem geringsten Einflusse von außen her sich unlagern und neue Verbindungen herstellen. Sie bilden die am losesten gefügten Körper, die man kennt; durch den kleinsten Anreiz werden sie veranlaßt, die bestehende Verbindung aufzulösen und in eine andere, festere Gemeinschaft einzutreten, die dann für den Dienst der Nerven unbrauchbar geworden und darum auszuschleiden ist.

(Schluß folgt.)



Bauernmädchen aus Zeeland. Nach dem Gemälde von H. van der Waay.

Die Indianer.

Von Arthur Baar.

(Schluß.)

Meister in den Kunstprodukten der Weberei sind die Gopi-Indianer, auch Moquis genannt. Diese bieten aber wenig davon den Weißen zum Kauf an, sie behalten ihre schönsten Sachen und schmücken sich selbst damit. Sie verstehen wunderbare Farbewirkungen zu erzielen. Prachtvolle, glänzend schillernde Farben sind sehr beliebt, und eine Gruppe von Gopi-Indianerinnen, die ihre Gewänder noch gern nach alter Art tragen, gewährt einen malerischen Anblick, besonders bei festlichen Gelegenheiten.

Die Gopis leben in der Nachbarschaft der Navajos und waren von jeher ein friedlich gesinntes Volk, während es von den Navajos heißt, daß sie sehr kriegerisch veranlagt waren. Dieser Friedensliebe wegen nannten die Navajos ihre Nachbarn Moquis, was so viel bedeutet wie Tote, Unbrauchbare, und diesen Namen tragen sie jetzt offiziell. Ein Gopi hört es aber nicht gern, wenn er Moqui genannt wird; er ist stolz auf seinen Namen, weil in dem Worte Gopi die Bedeutung von „friedlich“ und „gutgesinnt“ liegt. Die Navajos sind heute so friedfertig wie die Gopis, sie haben die Webekunst von ihren verachteten Nachbarn gelernt und beide sind froh, wenn man ihren Frieden nicht stört.

Als einer der wildesten und blutdürstigsten Stämme galten die Comanchen im Südwesten des Landes. Sie gehörten zu den letzten, die ihren Frieden mit den Weißen schlossen. Es leben noch 1600 Comanchen unter dem Häuptling Quanaq Parker, der seit 1882 mit dem „Gelben Wār“ zusammen und allein seit 1885 an der Spitze des Stammes steht. Parker wird als sehr intelligent geschildert; er hatte eine Weiße zur Mutter, die von dem Stamm adoptiert worden war. Cynthia Ann Parker, so war ihr Name, war 9 Jahre alt, als sie bei einem Ueberfall auf eine Ansiedlung in Texas geraubt wurde, zusammen mit ihrem kleinen Bruder, der aber schon in der nächsten Nacht den Indianern entwich. Diese beiden Kinder waren die einzig Ueberlebenden und stammten aus einer Familie, die in Texas sehr angesehen war. Man rüstete viele Expeditionen aus, um das geraubte Mädchen zu finden und den Indianern zu entreißen. Es gelang aber nicht. Cynthia Ann wurde erzogen als die zukünftige Squaw eines hervorragenden jungen Kriegers, Nacona, der später der Häuptling der Comanchen wurde. Als sie 14 Jahre alt war, nahm er sie zum Weibe und Cynthia Ann wurde ganz zur Indianerin. In einem heißen Gefecht zwischen Texanern und Comanchen, 23 Jahre nach jenem Ueberfall, fiel der Häuptling Nacona mit vielen seiner Krieger. Der Rest floh, darunter ein junger Indianer, der sich immer an der Seite Naconas gehalten hatte. Er wurde bei der Verfolgung von dem Anführer der Texaner selbst gefangen genommen, der ihn ohne weitere Umstände erschießen wollte, als ihm der vermeintliche Indianer in gebrochenem Englisch zurief: „Ich Frau, ich Blazgesicht, nicht schießen!“ Sie riß zum Beweise schnell ihr Gewand auf und zeigte ihre Brüste. Man hatte die verlorene Cynthia Ann Parker wiedergefunden, die zu ihren weißen Verwandten zurückkehren mußte, trotzdem sie jammernd verlangte, unter den Comanchen weiter leben zu dürfen. Sie weinte viel, was eine geborene Indianerin niemals tut, wie behauptet wird, aber sie weinte um ihre Kinder, die sie nicht wieder sah. Nach 7 bis 8 Jahren starb sie. Ihr ältester Sohn, Quanaq Parker, geboren 1842, ist der jetzige Häuptling, der auf einer Farm lebt und große Viehherden und viele edle Pferde besitzt. Das Recht, drei

Frauen zu haben, den Stammesriten gemäß, ist ihm in dem Friedensvertrage, den er mit der Regierung in Washington geschlossen hat, besonders zugestanden worden.

Reisende und Forscher haben große Unterschiede in dem Charakter der Indianer in den Staaten am Atlantischen Ozean und denen im fernen Westen, besonders am Stillen Ozean, entdeckt.

Diese Unterschiede traten früher scharf hervor in dem Widerstandsgeist, der im Osten am regsten war, bei den Indianern am Stillen Ozean aber am schwächsten sich zeigte. Die letzteren machen heute noch den Eindruck von mehr gedrückten und armfeligen Menschen als die Indianer im Osten des Felsengebirges. Von den Weißen wurden sie um so rücksichtsloser behandelt. In Kalifornien, wo heute nur noch 10 000 Indianer leben, hatten sie schwere Zeiten nach 1849 zu ertragen. Von diesem Jahre an kamen die Goldsucher in großen Scharen nach Kalifornien, oft wüste Gesellen, Abenteuer aller Art, welche die Indianer, so friedfertig sie diese auch zeigen mochten, wie Raubgötter und Wilde niederschossen. Brauchte man ihre Ländereien, so wurden sie überfallen und verjagt. Oft mußten sie ihre Wohnsitze räumen, und wenn sie Widerstand leisteten und auch einmal grimmige Rache an ihren weißen, christlichen Bedrückern nahmen, dann predigte man ihre Ausrottung, dann kam das berüchtigte Wort zur Anwendung, das im Osten wie im Westen in gleicher Weise galt: „Es gibt nur einen guten Indianer, und das ist der tote!“

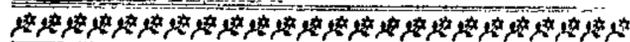
Daß die Indianer ihre Wohnsitze wechseln müssen, wenn die Regierung in Washington es wünscht, das kommt auch heute noch vor. Vor einiger Zeit erst mußten die Copah-Indianer in Kalifornien umziehen, weil eine Gesellschaft die warmen Quellen auf ihrem Gebiete ausnutzen wollte. Das kleine Völkchen der Copah war friedlich und fleißig und hatte keine Unterstützung durch die Regierung beansprucht; es erwartete um so mehr, unbehelligt zu bleiben.

Groß war die Enttäuschung, als die Indianer die Aufforderung erhielten, fortzuziehen und sich drei Tagemärsche entfernt niederzulassen. Sie weigerten sich und erklärten dem Regierungsagenten, daß sie sich verteidigen würden und gegen die amerikanische Armee zu kämpfen bereit seien. Ihr Mut verrauchte aber schnell, als sie durch Spezialagenten von der Hoffnungslosigkeit eines Widerstandes überzeugt wurden. Mit den Agenten sandte die Regierung zugleich 75 Wagen mit bewaffneten Kutschern und einigen Polizisten und der Umzug begann. Viele Zeitungskorrespondenten hatten sich dazu eingefunden, die über den eigenartigen Zug berichteten und den Zeitungslesern in den umliegenden Orten eine interessante Unterhaltung beim nächsten Morgenkaffee boten. Die Indianer aber zogen traurig und niedergeschlagen ihre Straße.

Heute werden sie „in aller Ordnung“ vertrieben; ihr Widerstand würde unangenehm berühren wegen des unlieblichen Aufsehens und unnützen Blutvergießens, das damit verbunden wäre. Man kommt so leichter zum Ziele und ruft keine unbequeme Opposition in der Bürgerschaft wach; „in aller Güte“ werden die Indianer abgeschoben aus ihrer Heimat. Wenn die kleinen Indianerkinder in den zahlreichen Sonntagsschulen das neunte Gebot lernen müssen und ihren Eltern daheim erzählen, daß es heißt: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus“, so mögen die Alten wohl verwundert die Köpfe schütteln über die frommen Amerikaner, die so viel auf ihr Christentum halten und doch des roten Bruders Haus begehren, sobald ihre Habsucht danach verlangt. Immerhin wissen die Weißen den Schein zu wahren. Etwa zehn Millionen Dollar kommen

jährlich durch das Indianerdepartement in Washington zur Verteilung. Die Indianer können sich an die Regierungsagenten wenden, um Rationen, Kleidungsstücke und Feldgerätschaften zu erhalten; dazu haben sie das Recht nach den abgeschlossenen Verträgen mit der Regierung. Die Indianer mußten auf wertvolle Ländereien vertragsmäßig verzichten, und die Regierung wollte für sie sorgen. Daß diese Sorge nicht sehr groß war, darüber erhoben die Indianer oft Klagen, ohne gehört zu werden. Die Verträge waren zu ihrem Schaden, und in der Einhaltung der Verträge erkannten sie wieder große Nachteile. Das alte Mißtrauen gegen die Blazgesichter fand immer neue Nahrung.

Wo die Indianer selbständig dastehen, da müssen sie sogar Steuern auf ihren Grundbesitz bezahlen. Der Zensus von 1900 zählt 137 242 steuerzahlende Indianer und 129 518 nichtsteuerzahlende. Steuerzahlende Indianer, das zerstört nun freilich den letzten Schimmer der Romantik im wilden Westen. Damit werden sie als brave Bürger in einer modernen Kultur nation aufgenommen. Und trotzdem, ein Indianer mag ein noch so gefitteter Mensch sein, er mag studieren und den Doktorgrad erreichen, er mag seine Steuern bezahlen und Sonntags in die Kirche laufen (was den Amerikaner gewiß milde zu stimmen geeignet ist), — es ist alles umsonst, der Yankee wird ihn nicht als gleichberechtigt anerkennen. Wie auf den Neger und den Chinesen blickt er mit stolzer Geringschätzung auf den Indianer herab. Man spricht von „Native Sons and Native Daughters“ (eingeborenen Söhnen und Töchtern) des Landes mit großem Selbstbewußtsein, denkt aber dabei ausschließlich an weiße Amerikaner und Amerikanerinnen. Die Indianer bezeichnet man nicht als Eingeborene, sie werden nur geduldet. — Der jungen Generation unter den Amerikanern klingen die Erzählungen aus der Pionierzeit und den Kämpfen mit den Indianern fast ebenso fremdartig und absonderlich, wie uns in Deutschland. Es scheinen Bilder aus ferner, ferner Vergangenheit zu sein. —



Vorbei.

Rosenzzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen.

Um die Ernte wohlgenut,
Wohlgenut
Schnitterinnen singen.
Aber, ach! mir krankem Blut,
Mir krankem Blut
Will nichts mehr gelingen.

Schleiche so durchs Wiesental,
So durchs Tal,
Als im Traum verloren,
Nach dem Berg, da tausendmal,
Tausendmal
Er mir Treu geschworen.

Oben auf des Hügel's Rand,
Abgewandt,
Wein' ich bei der Linde;
An dem Hut mein Rosenband,
Von seiner Hand,
Spielet in dem Winde. —

Ihr Sohn.

Von Eduard Wilde.

(Schluß.)

Eine der Mägde kommt. Der Herr Pastor bedauere, nicht gleich erscheinen zu können, da er sich mit seinen Gästen grad' zum Mittagmahl setze. Sie möchten hier eintreten und warten. Nach der Tafel würde er gleich kommen.

Vater und Mutter blicken sich an, keines erwidert ein Wort. Schweigend mustern sie, nachdem das Mädchen sie verlassen, die kleine Gesindestube mit den geklinkerten Wänden und dem ungestrichenen Fußboden, nun schließlich zögernd auf durchgeessenen Strohsäulen Platz zu nehmen.

Die Bäuerin läßt ihr schweres Wolltuch auf die Schultern herabgleiten, der Bauer löst seine Westknöpfe; zum Ablegen der Ueberkleider machen sie keine Miene. Sie scheinen ihren Aufenthalt in dem Raum für einen vorläufigen zu halten.

Stumm und nachdenklich sitzen sie da, mit zusammengekniffenen Lippen. Und warten geduldig. Es vergeht allmählich eine lange, bange Stunde.

„Wenn sich doch ein Stück Brot austreiben ließe,“ beginnt der Alte schließlich flüsternd. „Weiß Gott, ich habe einen Hunger, daß mir der Magen weh tut.“

„Ich nicht minder,“ gibt sie leise zurück. „Sie hätten uns etwas herüberschicken sollen. Es ist ja bekannt, daß herrschaftliche Gäste lange bei Tische zu sitzen pflegen.“

„Es mag den Mädchen befohlen worden sein, nur haben sie's vergessen. Vielleicht finden sie auch keine Zeit.“

„Sicherlich haben sie es vergessen. Dienstbotennachlässigkeit, nichts weiter . . . Aber Du, Alter, knurre mir nicht länger! Halt aus, wie ich.“

Er knurrte denn auch nicht weiter. Um die Wette litten sie Hunger. Schweigend hörten sie nun wieder zu, wie die dienstbaren Geister ihres Sohnes draußen hin und herrannten und wie ab und zu, wenn die Thür zum Speisezimmer geöffnet ward, die Messer klapperten, die Gläser klickten und die Gäste lachten. Und durch die Spalten der Thür stahl sich in das kleine, nüchterne Gesindestübchen etwas vom ledernen Duft der herrschaftlichen Speisen.

„Einen schlechten Tag haben wir uns gewählt,“ ergreift der Bauer, da das Schweigen drückend geworden, schließlich das Wort. „Nach kein Wort mit unserem Sohn gewechselt, die Schwiegertochter, wenn sie's war, nur im Fluge gesehen.“

Sie antwortete nicht gleich, da sie mit einem heimtückischen Seufzer rang. Dann murmelte sie mehr zu sich, wie zu ihm:

„Man scheint uns vergessen zu haben . . .“

Eine Viertelstunde nach der anderen verrieth — der Herr Pastor erschien nicht. Statt seiner steckte die blonde Magd den Kopf zur Thür herein. Aus Neugier, wie es schien, um sich die Eltern des Herrn Pastors näher anzusehen.

„Nun, sind die Herrschaften bald fertig?“ fragte die Soonistenbäuerin.

„Sitzen bereits beim Kaffee . . . Wird Ihnen die Zeit zu lang? . . . Und Hunger werden sie wohl auch haben?“

Da die beiden mit der Antwort zögerten, fuhr sie geschwätzig fort: „Man hat mir nicht aufgetragen, für Sie ein Mahl zu besorgen, den Befehl habe ich nicht bekommen. Man hat es wohl vergessen. Und da ich selber nicht recht wußte . . . und auch keine Zeit gefunden habe . . . soll ich vielleicht jetzt einmal die gnädige Frau fragen?“

„Erinnern Sie bloß den Herrn Pastor daran, daß wir auf ihn warten,“ bat die Bäue-

rin, „daß mit dem Essen wird sich dann schon finden.“

Aber der Herr Pastor kam schon. Endlich! Nachdem das Mädchen hinausgeschlüpft, streckte der junge Geistliche seinen Eltern die Rechte zum Gruß entgegen.

„Na, wie fiel es Euch denn ein, die weite Reise zu unternehmen?“ begann er, indem er ihnen leicht die Hand drückte. „Und so unangemeldet kommt Ihr! Ihr hättet doch wohl schreiben sollen.“

„Es war ja auf eine kleine Ueberraschung abgesehen,“ meinte die Mutter.

„Ueberraschung — sehr schön, aber, wie Ihr seht, ich habe die Wohnung voller Gäste . . . Einen recht ungeeigneten Tag habt Ihr Euch ausgesucht . . .“

„Es tut ja nichts,“ beruhigte ihn die Mutter, „wir wollten vor allem Deine Predigt hören und Dich sehen . . .“

„Und auch die Schwiegertochter,“ fügte der Vater hinzu.

„Ja so — Ihr habt sie noch gar nicht kennen gelernt? . . . Aber — nun sitzt sie leider bei den Gästen fest — Ihr versteht wohl —, so daß ich wirklich nicht weiß, wann sie Gelegenheit finden dürfte . . . Wir sind ja beide so besetzt, beide . . . ein längeres Gespräch mit Euch zum Beispiel — im Augenblick — ganz unmöglich, denn ich muß schon wieder fort . . . Unter den Gästen einige Adlige, und die — Ihr könnt es Euch denken — die wünschen ja, daß man stets um sie her sei . . . aufmerksam und höflich . . . Fürwahr, ein schlechter Tag heute! . . . Nun, und zu Hause? Alles beim Alten? Wie erfreulich! . . . So, so! . . .“

Der Herr Pastor sprach so hastig und abgerissen, und bewegte sich dabei so unruhig hin und her, wie wenn er sich an dem Ort höchst unbehaglich fühlte. Und nach einigen weiteren gleichgültigen Phrasen — da wandte er sich schon zum Gehen. In der Thür fiel ihm noch etwas ein. — „Halt — Ihr habt wohl noch nicht zu Mittag gegessen? — Nein? — Saft, das hatten wir vergessen! . . . Sofort werde ich Befehl erteilen.“

Und die Eltern vernahmen, wie er im Vorraum der Magd zurief:

„Mach, besorge den alten Leuten etwas Essen!“ —

Die Eltern aber waren wiederum mit sich allein.

„Vom Abspannen nichts erwähnt,“ dachte der Bauer bei sich.

„Keine Aufforderung, über Nacht zu bleiben,“ dachte die Bäuerin bei sich.

„Und kein Versprechen, uns die Schwiegertochter vorzustellen,“ dachten sie beide ganz enttäuscht bei sich.

Gesprochen haben sie darüber nicht. Kein Wort. Schweigend, sinnend, saßen sie da, bis ihnen das Essen gebracht wurde. Die Magd riet ihnen, die Ueberkleider abzulegen, sonst gerieten sie in Schweiß. Es fiel ihnen ein, der Herr Pastor hätte sie dazu auffordern sollen. Doch auch darüber sprachen sie kein Wort. Der Mutter entfuhr nur ein halbklarer Seufzer: „O weh, einen unglücklichen Tag gewählt!“

Wortlos wurde gegessen. Zum Zeitvertreib betrachteten sie die aus einer deutschen Modenzeitung herausgeschnittenen, mit Kleister an die Wände geklebten Bilder, sowie einige Kästen und Schächtelchen, die auf dem Fenster lagen. Dem Alten ward es „fad' im Mund“ nach dem Essen.

Es gelüstete ihn nach dem Pfeischen. Die Alte verwehrte es ihm. Es ginge nicht — auch in der Gesindestube ginge es nicht. So schlich er sich denn hinaus, „um nach dem Pferde aus-

zuschauen“, und kam nach einigen Minuten wieder. In welchem Berstet er dem Laster gefrönt, das sagte er nicht.

Und es wurde wieder gefessen und geschwiegen. Erst fadenscheinig, dann verdichtete die Stille sich zusehends. Man konnte ihre Flügel nicht mehr unterscheiden, nur ihre dunklen Gestalten hoben sich in unbestimmten Umrisse ab.

„Mutter, wir müßten halt aufbrechen!“

„Ja, Vater, brechen wir auf!“

„Sie haben ja heute keine Zeit . . .“

„Freilich . . . kein Wunder auch . . . hoher Besuch im Haus . . .“

„Na, dann los!“

„Freilich . . . Jedoch . . . verabschieden müssen wir uns doch wohl.“

„Je nun . . . sollten wir sie deshalb belästigen? . . . Tragen wir unseren Gruß an sie dem Mädchen lieber auf . . .“

„So zu scheiden — etwas traurig wär's . . . Lassen wir sie auf einen Augenblick herüberbitten! . . . Unseren Dank fürs Essen wollen wir wenigstens abtun . . .“

„Dann sag ich es dem Mädchen!“

Die Bäuerin öffnete die Thür, und es gelang ihr, die Dienerin nach einigem Warten abzufangen. Sie trug ihr flüsternd und schen ihre Bitte vor.

Nach einigen Minuten erschien der Pfarrer, jedoch ohne seine Gattin.

„Schon beim Aufbruch?“ rief er heiter, mit warmer Herzlichkeit. „Schade, jammer schade, aber wißt Ihr was? Kommt doch nächstens wieder — bei guter Schlittenbahn! . . . Heute — Ihr seht wohl selber — heute hat es sich schlecht getroffen . . . Meine Frau zum Beispiel, die ist ganz und gar gefesselt — nun muß sie den Gästen Klavier spielen und singen . . . Aber nächstens, wenn Ihr wiederkommt — ganz gleich, wann — es hat ja keine Eile — wir leben ja noch, so Gott will —, dann — dann werden wir ganz unter uns sein . . . Nun, lebt denn wohl, und viele Grüße nach Haus, und glückliche Reise! . . .“

Sie sitzen wieder auf ihrem Wägelchen. Eng beieinander. In sich versunken. Der kalte Regen schlägt ihnen ins Gesicht, der eifige Wind beißt sie an der Nase. Wagenräder und Pferdehufe bewerfen sie mit Schmutz. Es friert sie; sie zittern in ihren feuchten Kleidern. Und nasse, drückende Finsternis umgibt sie. Ihre Flügel nicht unterscheidend, fühlen sie bloß, daß sie beieinander sind, ganz allein, vereinigt in ihrer Verlassenheit . . .

Keines spricht. Das Schweigen dauert eine, zwei Stunden. Da beginnt die Mutter mit leiser, zarter Stimme:

„Wie schön hat er gepredigt!“ . . .

Und der Vater erwidert:

„Ja, eine herrliche Predigt war's!“

„Den ganzen Tag hätte man zuhören mögen . . .“

„Und gewünscht, daß sie nicht ende.“

„Jedes Wort so wahr . . . so aus dem Herzen kommend . . .“

„So aus dem Herzen kommend . . .“ wiederholte der Vater. Er suchte nach einer ergänzenden Wendung, gibt es aber auf und wischt sich ein paarmal mit der Hand über den grauen Bart.

Und aus dem großen, schweren Wolltuch der Mutter dringt ein verdächtiger Laut, und der Bauer hat das Gefühl, wie wenn der warme Körper an seiner Seite in zuckende Bewegung geriete.

„Mutter, weshalb weinst Du?“

„Ich — ich denke — an die Predigt unseres Sohnes!“ . . .

Die Medizinalpflege im alten Nassau. Bei dem von Zeit zu Zeit immer wieder ausbrechenden Streit zwischen Aerzten und Krankenlassen dürfte es nicht uninteressant sein, auf einen Staat hinzuweisen, der schon vor 100 Jahren das Medizinalwesen „mustergültig“ geregelt hatte. In der „Sammlung der landesherrlichen Edikte des Herzogtums Nassau“ vom Jahre 1824 finden wir eine Reihe von Verordnungen über die Medizinalpflege dieses Ländchens.

Wilhelm, Herzog von Nassau, hatte nach angehörem Gutachten seines Staatsrats beschlossen, daß mit dem 1. April 1818 die seitherige Form der Medizinalverwaltung im Herzogtum aufgehoben und jeder Amtsbezirk einen „Medizinalbezirk“ bilden sollte. Für jeden Medizinalbezirk wurde in der Regel ein Medizinalrat, ein Medizinalassistent und ein „Apotheker“ angestellt. In jeder Gemeinde sollte mindestens eine, und in den, welche über 200 Familien zählten, nach diesem Maßstab verhältnismäßig mehrere Hebammen angenommen werden. Für jede Hebamme war zugleich eine Stellvertreterin gewählt, welche im Behinderungsfalle, bei mehreren gleichzeitig vorkommenden Geburten, den Dienst der Festangestellten versieht und nach dem Ableben dieser an deren Stelle trat.

Da Nassau schon mehrere bedeutende Badeorte hatte, so waren auch für diese Orte besondere „Brunnen- und Badeärzte“ zur Praxis zugelassen. „Zu einer Anstellung im Medizinalfach“ war jedoch die Erlangung der Doktorwürde auf einer Universität von nun an wesentlich erforderlich.

Die Apotheker des Bezirks durften mit Genehmigung im Bedarfsfalle „Filia/apotheken“ errichten.

Auch „Titel“ gab es genügend, da die Ober-Medizinalräte den „Regierungs- und Justizräten“ im Range gleich standen, während die Assistenten und Apotheker mit den Amtsekretären in gleichen Dienst-rang gestellt wurden, mit dem Vorbehalt, daß einzelne durch „Charakterisierung“ ausgezeichnet werden konnten.

Die Gehaltsfrage war anfänglich wie folgt geregelt: „Die Normalsumme des Dienstentlohens der Medizinalräte wird als Minimum auf 1200 Fl. und als Maximum auf 1600 Fl., das Minimum für die Medizinalassistenten auf 600 Fl. und das Maximum auf 1000 Fl. jährlich festgesetzt.“

Die Gemeindefassen wurden zu dieser Gehaltszahlung wie folgt herangezogen: „Diese Normalgehälter wurden den Medizinalbeamten zu einem Drittel in dem Ertrag ihrer Praxis nach Maßgabe der Gebührenordnung, im übrigen durch Zuschuß aus der Gemeindefasse des Medizinalbezirks nach dem Grund- und Gewerbesteuerfuß der Gemeinden, endlich durch einen für die Medizinalräte auf 100—300 Fl. — für die Medizinalassistenten auf 50—150 Fl. — bestimmten Beitrag der Landesteuerkasse zugewiesen.“

Die Gemeindefassen hatten ihre Zuschüsse „in vierteljährlichen Raten voranzuzahlen.“

Die Medizinalbeamten, die Apotheker ausgenommen, wurden als „Staatsdiener“ angesehen und nach der Größe ihrer Normalgehälter als pensionsberechtigt erklärt, ihren Wittwen und Waisen Reliktenfürsorge gewährt. Die Apotheker erhielten kein Fixum, waren nur auf den Ertrag ihrer Gebühren angewiesen. Den Wittwen derselben war jedoch gestattet, „als Ersatz für die ebittmäßige Pension“ die Apotheken weiter zu führen, sich einen geprüften Provisor zu halten!

Die Hebammen erhielten aus der Gemeindefasse ein fixes Gehalt, welches so reguliert wurde, „daß es nicht unter 10 Kreuzer und nicht über einen Gulden für jede Familie in der Gemeinde beträgt“. Die Aerzte wurden ferner, sofern sie über einen Gemeindebezirk hinaus tätig sein mußten, ermächtigt, „sich ein Dienstpferd zu halten.“ Für Halten des Dienstpferdes wurden ihnen jährlich 150 Gulden als „Pferdefürsorge“ ausbezahlt; sie konnten aber für den „Transport zum Besuch der Kranken“ usw. in ihrem Bezirk keine Vergütung beanspruchen! Auch der Tierarzt erhielt seine Pferdefourage gezahlt. Die „praktizierenden Aerzte und Akcesisten“ konnten dagegen „1 Gulden 30 Kreuzer an Transportkosten pro Tag berechnen, wenn sie sich zwei oder mehrere Stunden zu ärztlichen Berrichtungen von ihrem Wohnsitz entfernten“.

Allen Aerzten war es verboten: „eine Apotheke in dem ihnen angewiesenen Medizinalgebiet zu besitzen, oder auch nur daran beteiligt zu sein, sowie Arzneien zu verkaufen“. Die nassauer Apotheker waren also damals sehr geschützt, vor jeder Konkurrenz bewahrt. Nur in Notfällen, zur „Chirurgie“, war es den Aerzten gestattet, Heilmittel direkt abzugeben, jedoch mit der Bestimmung — „daß sie

die dazu notwendigen einfachen Stoffe aus der betreffenden Amtsapothek nehmen müssen.“

Die Verordnungen zählten dann einzeln: den Wirkungskreis der Aerzte auf, die für „Erhaltung der öffentlichen Gesundheit“, „zweckmäßigen Anordnungen, bei ansteckenden Menschenkrankheiten“ — Menschenblattern, Schußblattern, Impfung — bei Verunglückten besorgt sein mußten. Die „Medizinalpolizei“ hatte auch die Aufsicht über die Hospitäler, Apotheken, Gefängnisse, Waisenhäuser, die allgemeine Krankenpflege, die Pflege der Irren und Wahnsinnigen sowie hilflosen Kranken zu führen. Als letzter Punkt der Dienstverordnungen ist erwähnt: „Sorge für Seilung der inneren und äußeren Krankheiten der landwirtschaftlichen Tiere“.

Gegen die „Kurpfuscher“ ist man im alten Nassau auch schon vorgegangen, denn es heißt in der Verordnung: „Zur Verhütung übler Folgen, welche durch Ausübung der medizinischen Praxis von sogenannten Pfuschern, Quacksalbern usw. verursacht werden“, sollen nur „Individuen zur Ausübung der medizinischen Praxis in unserem Herzogtum“ zugelassen werden, die vorher in der Wissenschaft geprüft und autorisiert sind. Die Uebeltäter werden bestraft mit „50 Gulden oder vierwöchentlicher Gefängnisstrafe für den ersten, 150 Gulden oder dreimonatlicher Korrekionshausstrafe für den zweiten und mit einjähriger Korrekionsstrafe für den dritten und folgenden Uebertretungsfall“.

Dem Medizinalpersonal war auch aufgegeben, „stets die Wichtigkeit ihres Berufes im Auge behaltend, in jeder Beziehung einen moralischen und nüchternen Lebenswandel zu führen“.

Zu vermeiden sei: „unter allen Umständen irgend ein Uebermaß am Genuße geistiger Getränke“, weil dadurch wirkliche Dienstfehler veranlaßt und das öffentliche Vertrauen geschwächt oder gar vernichtet würde. Die „Landesregierung verfügt dann, wenn ein Medizinalbeamter sich Trunkenheit hat zuschulden kommen lassen“, im ersten Falle eine Strafe von 50 Gulden, im zweiten Falle schon „Suspension von den Dienstverwaltungen“, dann „gänzliche Dienstentsetzung ohne Pensionsberechtigung“.

Einen großen Umfang nimmt in den Verordnungen der Regierung auch die „Gebührenordnung“ der Aerzte ein, die heute doppelt wertvoll erscheint. Wie bereits erwähnt, erhielt der Arzt als „Staatsdiener“ auch fixes Gehalt für Kranke innerhalb seines Bezirkes. Sie hatten aber auch „allen armen Kranken“, „nicht allein auf Requisition der Armenkommission, sondern auch aus freiem Antrieb, alle und jede ärztliche Hilfe unentgeltlich zu leisten“.

Für die Privatpraxis wurde in der umfangreichen Gebührenordnung ein Unterschied zwischen „Wohlhabenden“ und „Mindervermögenden“ gemacht. Zu den Mindervermögenden zählten alle Kranke, die sich in der 1. und 2., sowie in der 3. Gewerbesteuerklasse, letztere nur in den Städten mit mehr als 1500 Seelen“, befanden. Die Preise für „Wohlhabende“ waren in der Regel doppelt so hoch wie für „Mindervermögende“.

Bei „Beratungen im Hause des Arztes“ (also bei Sprechstunden) durfte der Arzt „mit oder ohne Rezept“ im ersten Falle dem Wohlhabenden 3 R. 8 Kr., dem Mindervermögenden nur 4 Kr. abnehmen; für folgende Konsultationen 4 resp. 2 Kr.

Besuche im Hause des Erkrankten wurden natürlich höher bewertet; der Wohlhabende mußte 14 Kr., der Mindervermögende 7 Kr. zahlen, für folgende Besuche je 8 bzw. 4 Kr.

Hatte der Arzt einen ganzen Tag bei einem Kranken zuzubringen, so konnte er bei den Wohlhabenden 3 Gulden, bei den Ärmern aber auch 5 Gulden als „ebittmäßige Diäten“ anrechnen. Für verlangte Nachtwache wurden halbe Diäten berechnet, 1,30 Gulden in jedem Falle.

Freiende mußten natürlich mehr für die ärztliche Behandlung zahlen. In einem Edikt heißt es: „Durchreisende oder in dem Herzogtum temporär verweilende Fremde, als welche zu den Besoldungen des Medizinalpersonals weder mittelbar noch unmittelbar Beiträge leisten, mithin auch keine Ansprüche auf diejenigen Vorteile haben, welche mit der Eigenschaft eines Staatsangehörigen verbunden sind, haben den doppelten Betrag der Diäten des Arztes, im übrigen die bestimmten Gebührensätze der ersten Klasse aber in vierfachen Betrag zu entrichten.“ — Namentlich gehören hierher auch die in den Bädern und an Brunnenorten anwesenden Bad- und Brunnenärzte.

Im Jahre 1859 wurde die Gebührenordnung revidiert und die Sätze fanden eine Erhöhung. Für jede Konsultation in der Sprechstunde konnte der Arzt sofort 6—12 Kr., zur Nachtzeit 12—24 Kr. fordern. Besuche der

Erkrankten wurden mit 9—20 Kr. berechnet. Arztzeugnisse mit 12—24 Kr., Geburtshilfe in normalen Fällen 80 Kr. bis 1 Fl. 80 Kr. Die Tätigkeit der Aerzte hatte sich mehr und mehr entwickelt und wir finden in der neuen Gebührenordnung Bemerkungen über Operationsarten, wenn auch der alt „Aberlaß“ noch verzeichnet ist, der mit 16—16 Kr. honoriert wurde.

Mit der Auflösung des Nassauischen Staates fielen natürlich auch die Verordnungen über die Medizinalspferrn.

Doppelt hören. Obwohl wir zwei Ohren haben, hören wir einen Ton doch nur einfach, wie wir ja auch, im allgemeinen wenigstens, einen Gegenstand trotz unserer zwei Augen nur einfach sehen. Wir können aber sehr leicht auch einen Ton doppelt hören. Gehen wir in einem Park spazieren, in welchem sich lange eiserne Gitter befinden, z. B. die niedrigen Gittereinfassungen der Masenflächen im Berliner Tiergarten, so können wir das Experiment des Doppelhörens sehr leicht anstellen. Ein Freund, der mit uns geht, mag am Anfang des Gitters stehen bleiben, während wir selbst am Gitter entlang gehen, mindestens 100 Meter weit; besser ist es noch, wenn wir uns um das Doppelte oder Dreifache von dem Standpunkt unseres Begleiters entfernen. Bleiben wir in 200 Meter Entfernung stehen und bringen das Ohr nahe an das Gitter, so hören wir, wenn unser Begleiter auf ein Zeichen von uns mit einem kleinen Hammer kurz und kräftig gegen das Gitter schlägt, den Schlag schnell hintereinander zweimal, trotzdem wir deutlich sehen, daß der Hammer nur einmal niederfällt, daß nur ein Schlag vollführt wird.

Wer die Erscheinung zum erstenmal wahrnimmt, ist zunächst geneigt, an eine Täuschung der Sinne zu denken; aber eine öftere Wiederholung des ja sehr leicht anzustellenden Experimentes zeigt sofort, daß von einer Täuschung gar keine Rede ist, daß wir klar und deutlich den einen Schlag schnell hintereinander zweimal hören.

Schauen wir uns nach einer Erklärung der sonderbaren Erscheinung um, so sehen wir leicht ein, daß sie mit dem Umstande, daß wir im Besitz zweier Ohren sind, gar nichts zu tun hat. Das Wesentliche ist, daß der Schlag gegen das eiserne Gitter geführt wird, welches sich von dem Ort des Schlagens bis zu uns hin erstreckt. Schlägt unser Begleiter etwa gegen einen Baum in seiner Nähe, so hören wir den Schlag nur einmal. Erinnern wir uns nun, daß der Schall uns durch die Luft übermittelt wird! An der Stelle, wo der Schall erzeugt wird, teilen sich die durch den Schlag hervorgerufenen Erschütterungen der umgebenden Luft mit, die sie weiter trägt und bis zu unserem Ohre führt, wo sie unser Trommelfell treffen und in uns die Empfindung des Tones erzeugen. Zu dieser Uebertragung gehört naturgemäß Zeit, und zwar legt der Schall in der Sekunde 330 Meter zurück. Bei einer Entfernung von 200 Meter, wie wir sie angenommen haben, werden wir daher den Schall des Schlags erst $\frac{2}{3}$ Sekunden, also fast $\frac{1}{2}$ Sekunden später hören, als wir ihn vollführen sehen.

Sobald wir hierauf achten, werden wir auf die Erklärung des Doppelhörens kommen; denn es fällt uns auf, daß wir den ersten Schall fast gleichzeitig hören und sehen. Er ist uns eben gar nicht durch die Luft vermittelt, sondern durch das eiserne Gitter, in welchem er erzeugt wird. Der Schall pflanzt sich nämlich in anderen Stoffen genau so gut fort wie in der Luft, und vielfach viel rascher. So pflanzt er sich in Wasser viermal, in Holz zehnmal so rasch fort wie in Luft, in Eisen durchläuft er in einer Sekunde sogar 5000 Meter, also mehr als fünfzehnmal so viel als in der Luft. Deshalb hören wir, wenn wir das Ohr dem eisernen Gitter genähert haben, bei 200 Meter Entfernung den Schlag schon $\frac{1}{100}$ oder $\frac{1}{200}$ Sekunde, nachdem er ausgeführt ist, also fast gleichzeitig. Der durch die Luft vermittelte Ton gelangt erst mehr als eine halbe Sekunde später an unser Ohr und wird deshalb von uns deutlich getrennt wahrgenommen.

Ist die von uns gewählte Entfernung nur 100 Meter, so hören wir den ersten Ton schon in $\frac{1}{300}$ Sekunde, den zweiten aber schon eine Viertelsekunde später. Auch das genügt noch, um ihn getrennt von dem ersten wahrzunehmen. Aber bei noch geringerer Entfernung wird der Zwischenraum zwischen den beiden Tönen zu klein, bei 50 Meter z. B. nur $\frac{1}{600}$ Sekunde, und diese Zeit ist zu gering, um die beiden Tonempfindungen noch deutlich getrennt zur Wahrnehmung zu bringen. Deshalb eben ist es notwendig, wenn der Versuch gut gelingen soll, die Entfernung auf mindestens 100 Meter zu wählen.

o. b.

Nachdruck des Inhalts verboten!